

Illustrierte Zeitung
für
Kleine Leute



Der kleine Lernbegierige.

Aus den Memoiren des Storchs mit dem silbernen Schnabel.*)

Von H. Gnebfow.



Ich bin von Natur ein sehr friedfertiger Geselle und wenn ich auch, wie es das adelige Geschlecht derer von Storch von jeher that, der Jagdpassion huldigte und täglich die Wiesen durchstreifte, um auf Frösche zu pirschen, so fand ich doch durchaus keine Lust daran mich an den Qualen der armen Opfer lange zu weiden, und wo ich einen grün geprenkelten Frosch antraf, wurde ihm in meinem Magen sofort der Garaus gemacht.

Wie friedfertig ich war, dafür möchte ich als Beweis noch das Hauptvergnügen anführen, dem ich mich mit ganzer Lust hingab und das darin bestand, meine Flügel auszubreiten und weit, weit über Dörfer und Städte in der lauen, duftreichen Frühlingsluft dahinzuschiffen.

„Klapperstorch, Bester, bring' mir 'ne kleine Schwester!“ riefen die flachshaarigen Knaben dann zu mir hinauf, steckten die Händchen in die Hosentaschen und blickten trotzig fordernd auf mich, während die kleinen Mädchen mit ihren schüchternen Stimmchen lispelten: „Klapperstorch, Guter, bring' mir 'nen kleinen Bruder!“ so daß ich genug zu thun hatte mir all die verschiedenen Wünsche zu merken.

„Ich hab, hab, hab!“ — klapperte ich dann wohl hinunter, denn mein Papa und meine Mama hatten mir früh schon eingeschärft: „Zunge, bleib Niemand eine Antwort schuldig,“ und ich wußte ja, daß in dem blauen See, inmitten des grünen Waldes noch viele, viele Brüderlein und Schwesterlein schlummerten, die ich nur zu holen brauchte, um sie den kleinen Bittstellern zuzutragen.

Auch bescheiden war ich, ich kann mir dies wirklich zum Ruhme nachsagen, denn das Verdienst daran muß ich ja doch dem Papa Storch zusprechen, der einen gar harten Schnabel führte und mich ernstlich mit ihm züchtigte, sobald ich

es als Kind wagte, im elterlichen Neste einmal das Wort führen zu wollen. „Kinder müssen schweigen, bis sie gefragt werden,“ pflegte er mir in den Stunden vorzustellen, die er daheim zubrachte, und „Kinder müssen immer warten, bis die Großen genug haben,“ pflegte er hinzu-zufügen, wenn er mit der Mama ein leckeres Diner von Fischen, Schneckenragout und Froschbraten einnahm, und mir die sogenannten Ueberreste, Fischschwänze, Froschhälfe u. s. w. zu-fielen. Ja, ich wurde wirklich sehr bescheiden erzogen, denn auch auf den Reisen, die wir all-jährlich nach dem Süden unternahmen, weil Papa und Mama in der nordischen Kälte eine Heiserkeit und ein Schneewinden ihrer Stimme fürchteten, mußte ich stets im Hintertreffen bleiben, d. h. hinterherfliegen, weil man glaubte, daß meine Flügel noch nicht gekräftigt genug seien, den Flug in die Welt auszuhalten. Eine gewisse Muthlosigkeit und Schüchternheit waren vielleicht die Folgen dieser elterlichen Erziehung, und als mein Papa, der zu den Tapfersten seines Geschlechtes zählte, im Kampfe mit den grauen Störchen, die von jeher einen Haß auf die schwarzweiße Farbe hatten, unterlag, und meine Mama sich einige Jahre darauf auf einem Hofball, den der König der Vögel, der Adler, gab, zu Tode flatterte, stand ich ganz allein in der Welt und kam mir sehr verlassen und elend vor.

„Suche dir eine Störchin, mein Sohn,“ hatten mir die Eltern noch vor ihrem Scheiden zugerufen, aber ich war zu schüchtern, um meine Gefühle, quoll es ja einmal wärmer unter meinen Federn empor, zu zeigen; zu zaghaft, um nicht immer zu spät zu kommen, machte ich in wohlgesetztem Geklapper einen Antrag, und so blieb ich bis auf den heutigen Tag ein alter Zungeselle, der sich freut, wenn er bei seinen vielen Vettern und Basen ringsherum Familien-gluck und ein immer neu aufblühendes Geschlecht der Störche sieht.

Was mich nun dazu bewog meine Memoiren, d. h. die Beschreibung meines Lebens heraus-zugeben, ist die merkwürdige Thatsache, daß ich

*) Ein Storch, dem der natürliche Schnabel durch einen silbernen ersetzt wurde, als er ersteren in einem Kampfe verlor, existirt im Berliner Aquarium.

trotz meiner Schüchternheit einen wirklichen Kampf zu bestehen hatte, in dem ich Invalide wurde und einen silbernen Schnabel an Stelle meines natürlichen bekam, den ich aber nun mit nicht geringerem Stolze trage, wie der Krieger sein eisernes Kreuz, das er sich durch Muth und Tapferkeit erworben.

Es war an einem wundervollen Frühlingstage, die goldene Sonne lockte mit Allgewalt zu einem Streifzuge nach den blumigen Wiesen, und blinzelte mich so lange mit ihrem Gluthauge an, bis ich ihr nicht mehr widerstehen konnte und mein Nest verließ, das ich mir auf einer Kirchturmspitze gegründet, denn ich war mit der Zeit wohl ein bißchen scheu und unzugänglich geworden, wie das einsamen, alten Herren leicht geschieht.

Gemächlich breitete ich meine Schwingen aus und zog in langsamem Fluge meinem Lieblingsplätzchen, dem Ufer eines kleinen See's zu, an dem ich mich, in diesem Augenblicke aller Jagdlust baar (ich hatte zudem eben erst gefrühstückt), auf einem Beine aufstellte und gedankenvoll auf die bläuliche Fläche des Wässerchens starrte.

Plötzlich verdunkelte ein Schatten den klaren Spiegel vor mir, als sei eine Gestalt hinter mich getreten, und mich umwendend sah ich nicht eine Person, sondern zwei, die mit großen Stroh-hüten bekleidet waren, Stöcke in den Händen trugen, Blechpfeifen an breiten Bändern um den Nacken hatten und mit großen Augen unverwandt auf mich hinsahen.

„Ein prachtvolles Exemplar,“ hörte ich den Einen zum Andern sagen, „Sie können glauben, lieber Doktor, das ist etwas für Ihr Aquarium!“ und als ich noch darüber nachsann, was unter dem prachtvollen Exemplar verstanden sein könne, fühlte ich eine Schlinge um meinen Hals, sah mich zu Boden gerissen und meine Flügel auf's Unbarmherzigste zusammengeschnürt. — Muß es schon jeden Einzelnen empören, in seiner Freiheit beeinträchtigt zu werden, wie viel mehr mich, der ich bald zu den Greisen des Landes gehörte, mir keiner Schuld bewußt war und zu dem alten Geschlechte derer von Storch zählte. Es konnte nicht anders wie eine haarsträubende Grausamkeit genannt werden, denn wenn ich auch in meinen Erinnerungen bis zu jener

Zeit zurückging, wo mir mein Hauslehrer, der Fischreier, der vorzüglich in allem bewandert war was das Wasser anging, lateinischen Unterricht ertheilte und mir gesagt hatte: Aqua heißt das Wasser, Aquarium mithin das Reich des Wassers, so konnte ich mir dies doch nur als eine Art von Gefängniß vorstellen, und erhob ein sehnüchtliges Geklapper nach meiner Wohnung auf der Kirchturmspitze.

Wie soll ich die Qualen schildern, die ich auf der Reise erduldet! Nicht wie sonst durfte ich meine Flügel ausbreiten und fliegen wohin mein Sinn mich zog; ich mußte es mir gefallen lassen, daß man mich in einen Käfig sperrte, mich in den finstern Raum eines Eisenbahnwagens schob und dann die Thür hinter mir mit lautem Gepolter schloß.

Als ich mich an die herrschende Dunkelheit gewöhnt hatte, sah ich mich mit Grauen inmitten einer höchst gemischten Gesellschaft, die in Käfigen über und neben mir untergebracht worden war, und ich beschloß, nicht den Schnabel aufzuthun, um meiner Würde unter diesem Gelichter nichts zu vergeben. War es doch schon des Lärms genug in dem Wagen: Paga-geien kreischten, Vögel zwitscherten und pipten, zuweilen grunzte auch ein Affe, von dem ich mich dunkel erinnerte, eine flüchtige Bekanntschaft im Süden mit ihm gemacht zu haben, die ich hier jedoch nicht aufzufrischen gedachte; das Schlimmste aber war, daß ich in nächster Nähe von mir einen jungen grauen Storch gewahrte, ein ungelecktes Bürschchen, das mich naseweis anblickte und mir Sottisen und Schmähungen in's Gesicht schnatterte.

Traurig, einer Schwermuth nahe kam ich in der Hauptstadt des Landes, die Menschen nannten sie Berlin, an, und ließ mich willenlos von dem Doktor und seinem Gehilfen nach dem sogenannten Aquarium bringen, einem Bau, dem ich, der ich so viel gereist war, meine Anerkennung nicht zu versagen vermochte. — Mächtig wölbten sich die Grotten und hohen Hallen, aus Stein erbaut, über meinem Haupte, in Glasbehältern, die in die Felsen hineingefügt waren, sprudelte das Meerwasser, Korallenriffe ragten darin empor, Seerosen und Seesterne gab es in Fülle, Seepferdchen schwammen umher, es sah Alles ganz vergnügt, ganz lustig

aus, nur ich vermochte es nicht und konnte die Fische nicht begreifen, die wieder in andern Behältern so munter umherschwammen, als seien diese von jeher ihre Heimat gewesen.

„O, wie der Storch melancholisch aussieht, wie ernst und gravitatisch er dasteht, ob er sich wohl nur einmal rührt und bewegt,“ so hörte ich in den nächsten Tagen oftmals die Besucher sprechen, die das Aquarium in Augenschein nahmen und sich an das Gitter lehnten, das den kleinen Bassertümpel vom Wege abschloß, den Tümpel, um den die Felsen haushoch rundherum aufgebaut waren, und der von nun an mein Asyl sein sollte.

Wäre ich nur allein dort gewesen, ich hätte es immerhin noch ertragen können; aber ich war entschieden in schlechte Gesellschaft gerathen und wurde geradezu nervös von dem Gefreisch der Papageien und Kakabus, die ihr Heim in den Spalten zwischen den Steinen hatten, der Unruhe der ausländischen Enten, die ihre Köpfe in Alles hineinsteckten, und dem Geschnatter des grauen Storches, der nach Art solcher jungen Leute sofort mitten unter den Enten war und den Galanten spielte, indem er mit seinem langen Schnabel Fische aus dem Tümpel herausholte und ihnen zuwarf.

In der ersten Zeit war es mir ganz unmöglich mich nach einer passenden Wohnung umzusehen, denn ich hoffte immer noch auf einen glücklichen Zufall, der mich wieder fortbringen sollte; als dieser aber nicht eintraf und die Spottreden des jungen Storches über den schwerfälligen, alten Zungesellen immer beißen wurden, zog ich in einen der stillsten Winkel und verließ mein Haus nur noch so selten wie möglich. Recht zum Hohn geschah es, glaub' ich, daß sich der graue Storch mir gegenüber einmüthete, und hätten Blicke tödten können, dann glaube ich, wäre es in jener Zeit geschehen, wo ich täglich den bittersten Kränkungen durch ihn ausgesetzt wurde. Aber ein anderer Anlaß zum Kampfe sollte noch kommen und dies eher als ich gedacht hatte.

Das Heer der Enten, der Papageien und Kakabus war durch den Tangenichts gründlich gegen mich eingenommen worden, so daß ich bei meinen Ausgängen nur spöttischen Blicken, boshaftem Lächeln begegnete, und hätte ich ja Lust

gehabt diese und jene Visite in der Nachbarschaft zu machen, so wäre sie mir durch dies Verfahren gründlich verleidet worden. Eine alte Dame machte allein eine rühmliche Ausnahme, sie gehörte zwar auch zu den Kakabus, aber sie war lange Zeit bei Hofe im Dienste einer Prinzessin gewesen und hatte sich dort die feinsten, verbindlichsten Manieren angeeignet. Mit ihr schloß ich Freundschaft und freute mich an jedem Morgen neu, wenn ich sie in ihrem schneeweißen Kleide, die gelbe Haube auf, in dem vortretenden Erker ihrer Wohnung stehen sah.

Natürlich konnte unser Bündniß nicht unbemerkt bleiben, natürlich fanden sich Feinde und Neider, im Vortreffen der junge Storch, die uns mit Spottreden deshalb verfolgten; aber wir kehrten uns nicht daran und waren ganz glücklich, wenn wir beieinander sein konnten, um uns über längst vergangene Zeiten zu unterhalten.

Es hat ja Jeder seine Erinnerungen und bewahrt vielleicht manch liebes Zeichen derselben treulich auf, so auch Dame Kakabu, die ein reich mit Gold besetztes Bändchen unter ihren Federn barg, das ihr die Prinzessin dereinst als Anerkennung treuer Dienste umgelegt.

Welch' Schrecken, welch' Entsetzen nun, als dies Band eines Tages spurlos verschwunden war, gestohlen wohl, während die Dame es bei der Toilette abgelegt, und alle Mittel, es wieder zu erlangen, vergeblich schienen. Trostlos beugte sich das weiße Haupt der Bestohlenen, ihre Kräfte schwanden sichtlich unter dem Kummer hin, und ich verlor Tag und Nacht nicht den Gedanken, wie meiner armen Freundin zu helfen sei.

Da sah ich eines Morgens eine der ausländischen Enten an meiner Wohnung vorbeistolzieren, sie brüstete, blähte sich und schnatterte, bis ich ihr meine Aufmerksamkeit zuwandte und da — da gewahrte ich das gestohlene Band, mit dem sich das eilte Ding geschmückt, und sah auch den jungen Storch, der ihr den Ausputz geschenkt haben mochte, denn er trug ein Stückchen des Bandes wie einen Orden an dem linken Flügel befestigt.

Auffspringen, hinauseilen und dem Schamlosen mit den Worten stellen: „Herr, ich bin ein alter Mann, aber die Kraft, mich

mit einem jungen Gecken, wie Sie es sind, zu duelliren, habe ich doch noch!" war das Werk eines Augenblicks, denn im nächsten waren wir schon im erbittertsten Kampfe begriffen.

Ich hatte es mit keinem ungeübten Gegner zu thun, seine Stöße waren kunstgerecht, er gebot über mehr Kräfte wie ich, aber das Gefühl, für eine gerechte Sache einzustehen, stärkte meinen Schnabel, der junge Fant sank durchbohrt zu Boden, und die Ente legte schweigend das eroberte Band mir zu Füßen.

Frohlockend brachte ich es meiner Freundin, frohlockend wollte ich ihr von meinem Siege sprechen, aber ich öffnete nur den Mund und sank dann stöhnend zu Boden. Die obere Hälfte meines Schnabels war im Kampfe abgebrochen, ich mußte sterben, sicher sterben, und in diesem Augenblicke erschien mir selbst der kleine Tümpel schön und ich hätte viel darum gegeben ihn noch weiter bewohnen zu können.

Kreisend und flügel Schlagend umflatterte mich meine alte Freundin und wurde schließlich in den Kundgebungen ihres Kummers so laut, daß der Direktor des Aquariums sich mit noch einem Herrn einfand und beide mit besorgter Miene auf mich herabsahen. „Versucht muß

es werden," sagte der Eine zum Andern; „lassen wir den fehlenden Theil des Schnabels durch einen silbernen ersetzen, der durch Klammern an dem noch stehen gebliebenen Stumpfe befestigt wird," und er beugte sich zu mir, der ich den Kopf hätte heben und dem Sprecher Dank sagen mögen für die Sorge, die er um mein Leben trug.

Aber nichts dergleichen vermochte ich, ich mußte mich ganz still verhalten, wurde immer schwächer und schwächer, bis man mir den silbernen Schnabeltheil brachte, ich ihn im Verein mit dem andern Schnabel öffnete, einen Fisch, einen Frosch verschluckte, und mit lautem Geklapper ein neues Leben begrüßte.

Seitdem bin ich armer Invalide ein glücklicher Storch. Stolz auf meine Medaille für Tapferkeit, wie ich meinen silbernen Schnabel nenne, stolz auf die Freundschaft der Dame Kakabu, bin ich doch nicht mehr hochmüthig zu den übrigen Bewohnern des Tümpels, denn Alle sind in meiner Krankheit freundlich zu mir gewesen, und bin zahm, ganz zahm zu dem Direktor des Aquariums, der mir altem Knaben das Leben erhalten.

Der kleine Lernbegierige.

Von Franz Marx.

(Zu dem Bilde Seite 129.)

Karlchen ist ein fleißig Kind,
Läßt sich gern belehren,
Kommt zur Mama ganz geschwind,
Unterricht zu hören;
Mama weiß gar schön zu schildern
Aus dem Buch mit bunten Bildern.

Achtsam hört der Knabe zu
Auf der Mutter Worte,
Und der sonst nie lange Ruh'
Hält an einem Orte,
Den man oftmals schalt: „Du Wilder!“
Sieht, ihn fesseln nun die Bilder.

Wie er sinnend unverwandt
Blickt auf's Buch hernieder,
Hörcht er still und froh gespannt,

Bittet immer wieder:

„Mama, lies mir die Gedichte,
Aber auch noch die Geschichte.“

Und die Mutter ist bereit,
Gern ihm seinen Willen,
Seinen Wunsch mit Freudigkeit
Täglich zu erfüllen;
An dem lernbegier'gen Knaben
Hofft sie Freude viel zu haben.

Doch was ist es, was ihm hier
Mütterchen erkläret?
Was dem muntern Knaben schier
Höchste Lust gewähret?
Daß er nicht zum Spiel sich sehnet,
An der Mutter Schooß sich lehnet.

Kinder, o Ihr wißt es schon,
Oder könnt's Euch denken,
Jenes Buch ist's, das zum Lohn
Euch die Eltern schenken,
Wenn Ihr fleißig seid gewesen
Und auch Freude habt am Lesen.

Karlchen, ist er auch noch klein,
Kann es Euch schon sagen,
Und er wird so freundlich sein,
Wenn Ihr ihn mögt fragen:
„Karlchen sag, was macht Dir Freude?“
„„Zeitung für die Kleinen Leute!““

März.

Von Fr. Kav. Seidl.

Wohl noch immer Schnee und Kälte,
Doch schon eine Lerche schwang,
Da in Luft das Herz ihr schwellte,
Hoch sich auf mit lautem Sang.

Und dort, an dem Lindenbaume,
Drauf ein Sonnenstrahl gelacht,
Ueber Nacht ist, wie im Traume,
Schon ein grünes Blatt erwacht.

Nimmer lange werden warten
Setzt die blauen Veilchen auch,
Und die Erde, wie ein Garten
Steht sie bald in Duft und Hauch.

Dann wird Alles ringsum blühen,
Keimen, sprießen allerwärts,
Dann wird auch für dich erglühen
Neu der Frühling, du mein Herz!

Zwei Meisterwerke der Kirchenbaukunst.

Von F. Knauth.

1. Die Westminster-Abtei zu London.



Die Straße, in welche wir heute den Leser führen, die Parlamentsstraße, ist eine der belebtesten in London. Ein unaufhörliches lärmendes Gewühl braust über sie dahin, und wo sie sich zum Platz erweitert, rennt und jagt es nach allen vier Himmelsgegenden an uns vorüber.

Schweigsam aber und feierlich, in ruhiger Majestät blickt ebenda die Westminster-Abtei, die Krönungs- und Begräbnisstätte der englischen Könige, auf dies bunte Getreibe hinab. Ursprünglich, wie wir gleich hier bemerken

wollen, zu einem Kloster gehörig und weithin auch unter dem Namen St. Peters Kollegiatkirche bekannt, begränzt sie die Südseite jenes Platzes; die nördliche Langseite des gigantischen Baues aber ist von der „geschäftigen“ Welt durch einen Wiesenplan abgesondert, auf welchem unter schattigen Bäumen verwitterte Grabsteine herumliegen, den Herantretenden mit ihren ernstern Mahnungen grüßend.

Verweilen wir zunächst einen Augenblick auf dieser einzig denkwürdigen Stätte und lassen der Sage aus altersgrauer Vorzeit, welche die Chronik der Nachwelt aufbewahrt hat.

Vor Zeiten, so wird erzählt, war hier eine

mit Dornestrüpp bewachsene Insel, Thorney Island geheissen, auf der ursprünglich ein Tempel der römischen Gottheit Apollo stand. König Sebert von Essex machte jedoch hier im Jahre 610 dem heidnischen Kultus ein Ende und ordnete die Gründung einer Kirche des h. Petrus an der Stelle jenes apollonischen Heiligthums an. St. Peter muß hieran sein ganz besonderes Wohlgefallen gehabt haben, denn in der Nacht, welche dem Tage der Weihe seiner Kirche vorausging, erschien er selbst mit einer Schaar von Engeln am Themsestrom, um den Weiheakt vorzunehmen, ward von einem frommen Fährmann über das Wasser gesetzt und beging bei Kerzenglanz und beim Gesange seiner himmlischen Begleiter die heilige Handlung. Der Fischer sah vom Strande aus dem Wunder zu und berichtete dasselbe am andern Tage dem erstaunten Könige; die ganze Stadt war in Freude und Bewunderung, und Melitus, der Bischof von London, ertheilte dem Fischer zum Lohn dafür, daß er den Heiligen, der sonst das Ziel schwerlich erreicht haben würde, über den Strom gesetzt, ein bedeutendes Privilegium.

Indeß, die wunderbare Weihe vermochte den Bau doch nicht vor Schande und Zerstörung zu schützen. König Sebert's Nachkommen fielen in's Heidenthum zurück und so ward auch seine fromme Stiftung der Vernachlässigung anheingegengeben. Dann kamen die Dänen in's Land und verwüsteten das Gotteshaus. Freilich nahmen König Edgar und Erzbischof Dunstan von Canterbury im neunten Jahrhundert eine Restauration des Gebäudes vor, doch sind von derselben nur wenige Spuren noch vorhanden.

Dasselbe gilt von dem Neubau Eduards des Bekenners († 1066), der im normannischen Style aufgeführt war.

Die Entstehung der jetzigen Kirche fällt in die Zeit König Heinrichs II. († 1272) und ist das Werk ebensowohl englischer als französischer Architekten.

Im Jahre 1245 nahmen die Arbeiten ihren Anfang, und als König Heinrich gestorben war, vollendete sein Nachfolger Heinrich III. im Jahre 1282 den Bau im gothischen Style so, wie er noch heute, abgesehen von neuern innern

Einrichtungen, beim Eintritt durch das westliche Portal dem Beschauer erscheint. Nur die beiden viereckigen Thürme, welche mit der Zusammenfügung des Gebäudes nicht ganz übereinstimmen, sind erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von Christoph Wren (spr. Renn) errichtet worden.

Die Länge des Meisterwerks beträgt 489 Fuß, die des Schiffes allein 375 Fuß und die Höhe des Daches 92 Fuß. Rings um die Kirche sind zahlreiche Kapellen zum Andenken an fürstliche Personen angebaut, die erste um 1502 durch Heinrich VII., der sie für sich und seine Erben zum Begräbniß bestimmte. Unmittelbar hinter dem Altar ist die Kapelle Eduards des Bekenners, dessen Asche hier ruht. Eben dasselbst befindet sich das Grabmal Heinrichs III., nebst den Särgen Eduards I. und seiner Gemahlin Eleanor. Auch werden hier die Krönungssessel der älteren englischen Könige aufbewahrt. Endlich erwähnen wir noch die Kapelle Heinrichs V., in welcher sich das Bildniß desselben befindet, freilich — ohne Kopf, Scepter und Reichsapfel, die einst um ihres Silberwerthes willen gestohlen worden sind.

Abgesehen nun davon, daß der Blick nach der Höhe der majestätischen Säulen und Spitzbogen, sowie das Großartige der Ausdehnungen überhaupt und das Anziehende künstlerischer Einzelheiten uns mit Bewunderung und Staunen erfüllt, so gründet sich doch der unwiderstehliche Zauber, den dieses Gotteshaus auf jeden empfänglichen Besucher ausübt, vorwiegend darauf, daß man hier den Stolz Englands, die Könige, Staatsmänner, Helden und Fürsten des Geistes aus allen Epochen der britischen Geschichte in ihren Gräften gleichsam zu einem einzigen großen Nationaldenkmal vereinigt findet.

Wenn wir durch den Wald von Marmorbildern dahinwandeln, so fesselt gleich in der Nähe des westlichen Portals das stattliche Monument eines William Pitt unsern Blick. In der Nähe davon erhebt sich das zwanzig Fuß hohe Grabmal Richard Vassal Fox's; das nördliche Seitenschiff zeigt die Denkmäler William Wilberforce's, Isaac Newton's und des Generals Lawrence, des Helden von Pondicherry und Trichonopolis, der durch seine

Waffenthaten die Herrschaft der Engländer in Ostindien von der lästigen Nebenbuhlerschaft der Franzosen befreite.

Im südlichen Seitenschiff glänzen die Namen Wordsworth, William Congreve, Godfrey Keller u. a. m. Daran schließt sich im südlichen Kreuzschiff-Arm der sogenannte Poetenwinkel, der fast den ganzen Barnasß Englands in sich vereint. Hier steht Shakespeares Monument, am Piedestal mit den Köpfen Heinrichs V., Richards III. und der Königin Elisabeth verziert. Unmittelbar davor liegen Garrick und Sheridan; weiter in der Runde lesen wir die Grabchriften eines Isaak Casaubonus, Addison, Händel, Oliver Goldsmith, Thomson, Milton, Spencer, Ben Jonson, Chaucer, Dryden, der großen Zahl minder bedeutenden Namen zu geschweigen. „Wir verstehen es,“ sagt

von Lützow*), „daß der Ehrgeiz nach einer solchen Ruhestätte strebt, und daß England den Seinigen keine größere Auszeichnung widmen zu können glaubt, als die, in der Westminster-Abtei begraben zu werden.“

Wir werfen noch einen letzten Blick auf diese Riesenchronik in Marmor und Erz und treten dann durch einen der südlichen Ausgänge in die stillen Klostergebäude, welche sich in malerischer Gruppe an die Kirche anlehnen. Auf den Kreuzgang, der zunächst an das Heiligthum stößt, folgen mehre kleine reizvolle Hallen und Höfe, vorwiegend einfach, aber traulich und mit jenem fein behaglichen Sinn angelegt, welcher die Klosterbauten des Mittelalters auszeichnet.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Elisabeth, jene thatkräftige Königin von England, mit dem Kloster oder Kollegiatstift eine Knabenerziehungsanstalt verband.



Die Westminster-Abtei in London.

*) v. Lützow: „Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst.“ Leipzig 1862.



Vor Gericht gerettet.

Von C. Lausch.

Meine jungen Freunde werden sich erinnern, daß ich in Nr. 3 des neunten Bandes dieser Zeitung unter dem Titel: „Ein verhängnisvoller Pfandschein“ die Geschichte des „Kaufmanns von Venedig“ erzählte, dem der hart-herzige und goldgierige Shylok nach dem Leben trachtete. Eine ganz ähnliche Geschichte ist es, die ich meinen Lesern heute mitzuthellen habe.

Vor vielen Jahren lebte in einer größeren Handelsstadt des deutschen Südens, die zu dem mächtigen deutschen Städtebunde gehörte und sich vieler Gerechtsame, darunter auch der der eigenen Gerichtsbarkeit, erfreute, ein Kaufmann, der durch Fleiß, Rechtlichkeit und Glück zu einem bedeutenden Vermögen gekommen war. Er hieß Halber, war aber trotz seines Namens kein halber Mensch in seinem Geschäft und noch weniger ein solcher als deutscher Ehrenmann, sondern vielmehr eine biedere, ganz aufrichtige, treue Natur, der krumme Wege und unlanterer Handel in tiefster Seele verhaßt waren. Zu den Einwohnern dieser Stadt gehörten nicht wenige Juden, die aber — wie dies vor Jahrhunderten noch fast überall der Fall war —

einen besonderen Stadttheil inne hatten, meist vom niederen Schwachher lebten und zu der weniger bemittelten Klasse der Bevölkerung zählten. In den übrigen Stadtvierteln verstreut wohnten



dem auch noch einige vornehmere Judenfamilien, und einer solchen gehörte der Wechsler Moses an, der aber nicht ein Bankier nach unsern heutigen Begriffen war, sondern sich fast lediglich mit Wucher beschäftigte. Unglücklicherweise

wohnte derselbe in der Nachbarschaft unseres Kaufmanns, dessen von Jahr zu Jahr sich mehrenden Reichtum er mit neidischen Blicken beobachtete. Mehr jedoch als der Reichtum Halbers war dem Juden dessen zurückhaltendes Wesen zuwider, denn im Grunde genommen durfte er den eigenen erwucherten Mammon noch immer höher als das Vermögen des Nachbarn veranschlagen; aber daß es ihm auf keine Weise gelang, mit dem vornehmen Nachbar in eine erwünschte Geschäftsverbindung zu kommen, ärgerte ihn gewaltig. Ja er hätte zuletzt seiner Habsucht sogar ein Opfer gebracht und dem Kaufmann gern Geld ohne Verdienst geliehen, wenn dieser nur dessen bedürftig gewesen wäre und seine mehrmaligen Anerbietungen angenommen hätte. Die Abweisungen des Kaufmanns verletzten ihn aber immer mehr und steigerten seine Abneigung zuletzt bis zum tödtlichen Haß gegen denselben.

Nun hatte Halber einen Sohn, dem er eine sehr sorgfältige Erziehung angedeihen ließ und dem er einst sein Vermögen zu vererben gedachte. Als Robert, so hieß dieser Sohn, das Knabenalter hinter sich hatte und zum Jüngling erwachsen war, suchte er den Vater im Geschäft zu unterstützen wo er nur konnte, zumal dieser nicht die festeste Gesundheit besaß und in späteren Jahren ernstlich kränkelte. So entschloß sich denn der Sohn auch einst, einen Waarenzug, der aus dem Süden heimkehrte und nur noch vier oder fünf Tagereisen entfernt war, persönlich heimzuholen. Er reiste demselben unter sicherer Bedeckung entgegen, traf ihn glücklich und schloß sich ihm auf dem Heimwege an. Aber schon am zweiten Tage wurde der Jüngling mit den Seinen von Wegelagerern, die in der Uebermacht waren, überfallen, seiner Güter beraubt und er selbst in Gefangenschaft geführt. Unterwegs führten ihn die Räuber, die wenig ritterliches Wesen zeigten, also wohl nicht einmal mittelalterliche Raubritter, sondern vielmehr Straßenräuber gemeinster Art waren, durch eine völlig unwegsame Waldung, in der plötzlich Halt gemacht wurde, weil sich, der Angabe zufolge, ein Trupp verdächtiger Reisender im Anzuge befände. Diese Vermuthung fand alsbald ihre Bestätigung; doch statt eines ganzen Trupps war es ein einziger Reisender, der

heranritt, und dieser war Niemand anderes als der Jude Moses, den der Jüngling erkannte und als Befreier begrüßte, der aber von den Räubern selbst gefangen genommen wurde. Beide Gefangene wurden von den Männern nun in ein Häuschen in Gewahrsam gebracht, das nicht weit von dieser Stelle entfernt lag und offenbar eine verfallene Köhlerhütte war. Der Jude bot den Räubern seine Baarschaft, die er mit sich führte, als Lösegeld für seine eigene Person und verlangte, daß man dafür auch noch den Jüngling in Freiheit setze.

Die Räuber gingen darauf nicht ein, sondern antworteten, daß sie den Jüngling viel höher als ihn selbst veranschlagten und diesen nur gegen Ausbezahlung einer weiteren hohen Summe am Abend des dritten Tages an einer bestimmten Stelle im Walde auszuliefern bereit seien. Doch dürfe der junge Mann nur von einem Einzelnen abgeholt werden; zeige sich dagegen das mindeste Verdächtige, so wäre es um das Leben des Gefangenen geschehen. Der junge Halber, der Zeuge dieser Forderung und der daran geknüpften Drohung war, bat hierauf, mit dem freigegebenen Moses einige Augenblicke ohne Zeugen sprechen zu dürfen; doch wurde ihm diese Bitte nicht gewährt.

Der Jude reiste hierauf ab und erreichte glücklich die Heimat, wo er sich sofort zu seinem Nachbar begab und diesem über den Hergang Bericht erstattete. Der Kaufmann hatte eben von seinen Leuten, die nach dem Verlust der Waaren und ihrer Baarschaft wenigstens das nackte Leben gerettet hatten, die traurige Kunde schon erhalten und war untröstlich, aus des Juden Munde nunmehr die volle Bestätigung der Nachricht zu erfahren. Er raffte in Eile all sein baares Geld zusammen — es waren nahezu 1000 Dukaten — und bat den Nachbar, ihn zu begleiten und bei Befreiung seines Sohnes behilflich zu sein.

Der Jude zeigte sich bereitwillig. Beide machten sich noch an demselben Tage auf den Weg; am dritten Tage waren sie zur Stelle.

Auf des Juden Weisung ging Halber allein an den bezeichneten Ort und fand da auch richtig seinen Sohn in den Händen einiger Räuber als Gefangenen. Welch ein Wiedersehen! Dies

zu schildern ist jedoch nicht nöthig, der Leser wird es sich leicht selbst denken können.

Die Räuber forderten jedoch für die Freilassung des Jünglings keine geringere Summe als 10 000 Dukaten. So viel konnte der Vater nicht erlegen. Bitten und gute Worte halfen nichts; Gewalt vermochte er nicht anzuwenden, so blieb ihm nichts übrig, als zum Juden zurückzugehen und diesen um seine Vermittelung zu bitten.

Moses zeigte sich dazu gern bereit, wenn die 1000 Dukaten, die er selbst noch zu sich gesteckt habe und die aus Vorsorge mitgenommenen Kostbarkeiten, als edle Perlen, Steine u. s. w., die aber allein unter Brüdern mehr als 10 000 Dukaten werth wären, als ausreichendes Pfand angesehen würden und den Loskauf des Jünglings bewirken könnten.

Halber überschlug kaum, daß sein ganzes Vermögen vielleicht nicht mehr als 10 000 Dukaten betrug. Er stellte ohne Besinnen dem Juden einen Schein aus, über 10 000 Dukaten lautend, und bat ihn, seinen Sohn zu befreien.

Nach mehreren Stunden bangen Wartens hatte der schwergeprüfte Vater das Glück, seinen Sohn wieder frei vor sich zu sehen und in seine Arme zu schließen. Die Heimreise wurde selbstverständlich beschleunigt, und zu Hause angekommen, hatte der Sohn dem Vater gar viel über seine Erlebnisse zu erzählen. Das Wichtigste von Allem war dies, daß der Sohn behauptete, aus Mienen und einzelnen Worten, zum Theil auch halbblaut geführten Gesprächen gemerkt zu haben, daß zwischen dem Juden und den Räubern ein Einverständnis bestanden, ja daß wohl der Jude der Herr der ganzen Bande gewesen sei.

Der Kaufmann faßte aus diesen Mittheilungen gegen den Juden Mißtrauen, vermochte aber nichts zu beweisen. Gern hätte er die Schuld zurückgezahlt; doch war er dazu außer Stande, die Summe war zu hoch. Da zudem der Sohn darauf bestand, die Bezahlung zu verweigern, so beschloß er, sich wenigstens mahnen zu lassen, obgleich dies seiner Ehre als Kaufmann sehr nahe ging.

Die Mahnung des Juden jedoch erfolgte, und wurde sogar öfter wiederholt, zuletzt in den verlegendsten Formen. Die Sache wurde endlich

beim Gericht anhängig und dem Kaufmann ein Zahlungsbefehl zugestellt. Da er demselben nicht Folge leistete, ward ihm unter Androhung schwerer Kerkerstrafe aufgegeben, an Gerichtsstelle zu erscheinen und dort die Zahlung zu leisten.

In der Angst seines Herzens nahm er all sein baares Geld, das er zusammenbringen konnte, verkaufte außerdem, was nur einigermaßen zu entbehren war und verpfändete schließlich sein ganzes Hab und Gut zu dem höchsten Betrag, den er dafür erlangen konnte. Auf diese Weise wurde es ihm möglich, die geforderte Summe von 10 000 Dukaten fast ganz zusammenzubringen, es fehlte nur noch ein geringer Betrag daran, für welchen er vor dem hohen Gericht Erlaß oder Stundung vom Juden zu erlangen hoffte. Am bestimmten Tage begab er sich in Begleitung seines Sohnes in den Gerichtssaal, um das Geld zu zahlen. Der Jude versäumte den Termin gleichfalls nicht und erwartete die Beiden schon an dem Eingang des Gerichtssaales. Als sie nun vor den Richtern standen, die ganze Klagesache noch einmal vorgelesen war und der Kaufmann schon einen Theil des Geldes auf den Tisch geschüttet hatte, da fiel der Sohn vor dem Richter plötzlich auf die Knie, streckte die Hände empor und rief mit lauter Stimme: „Gerechtigkeit, Herr Richter! der Jude ist ein Betrüger. Er hat die Räuber gebungen, um meinen Vater in's Verderben zu stürzen!“

Schon wollte der Jude nach dem Golde greifen; doch in dem Augenblick erhob der Richter drohend den Finger und sprach gebietend: „Halt, Jude! bedenke Deinen Leib und das Heil Deiner Seele! Sprichst Du ein unwahres Wort, so wirst Du bestraft an Gut und Leben. Redest Du aber die Wahrheit, soll Dir Dein Recht werden!“ Da verschwur sich der Jude, daß er nichts spreche als die reine, lautere Wahrheit und nichts fordere als sein eigenes Geld, das er dem Nachbar aus purer Menschenliebe geliehen habe, ohne allen Zins und Gewinn.

Da wurden im Vorsaal laute Stimmen hörbar und heftig stürmte ein kräftiger Mann herein, den der Thürsteher nicht zurückhalten vermochte. „Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe,“ rief er; „da ich sehe wo es hinaus

will, muß ich die Wahrheit bekennen! Der Jude schwört falsch, der Jude ist ein Räuber und Mörder. Ich kann es bezeugen, denn mich und die Meinen hat er zu dem Bubenstück gedungen!"

Der Jude erblickte, der junge Halber sprang freudig in die Höhe, Alle aber wandten sich um nach dem unerwarteten Sprecher, durch welchen nun alles an den Tag kam.

Halber erhielt nicht nur sein Vermögen zurück, sondern der Jude mußte ihm auch ein großes Sühn- und Schmerzensgeld zahlen, das dieser indeß nicht annahm, sondern dem Kloster schenkte. Sein Widersacher wurde vollständig zum armen Manne und fand später durch Halbers Vermittelung Aufnahme in ein Hospital, in welchen ihm dieser eine Freistätte bezahlte.

Großes Glück.

Von Cäcilie Mölte.



„Ach Mütterchen höre,
Muß gleich Dir 'was sagen,
Was sich heut in der Schule
Hat zugetragen: —
Ich hab' ohne Fehler
Das Diktat, das schwerste,
Da bin ich geworden
„Die Klassenerste!“

Du weißt doch, wie schwer jetzt
Die Orthographie,
Der Lehrer gibt lange schon
Sich sehr viele Müh;
Nun meinte er, endlich
Wöcht es wohl gehn,
Und wollt natürlich
Am Diktate es sehn.

Da gab es nun heute
Versetzungsdiktat,
Ich nahm mich zusammen,
Da glückte mir grad
Mit schwierigen Worten
Manch schwieriger Satz, —
Drum hab' ich in der Klasse
Den allerersten Platz!“

Von den beiden Lehrjungen.

Von A. Dömann.

Es waren einmal zwei Lehrjungen, die waren zu gleicher Zeit zum Meister in die Lehre gekommen. Der eine war anständig und geschickt zu jedem Ding; was er sah und angriff, das konnte er machen; der andere aber war ein

Traumpfop und konnte nichts zu Wege bringen, so viel Mühe sich auch der Meister mit ihm gab. Als nun ihre Lehrzeit vorbei war, sprach der Meister zu ihnen: „Eure Zeit ist um, trollt Euch von hinnen und versucht Euer Glück in

der Fremde.“ Und zum Ersten sprach er: „Hast was Tüchtiges gelernt, vor Dir ist mir nicht bange, Du kommst durch die ganze Welt.“

Zum Andern aber sprach er: „Wenn Du länger als drei Tage bei einem Meister aushältst, so soll's mich Wunder nehmen. Denn Du bist ein Hans Kammnichts und zu nichts zu gebrauchen.“

Die Zungen nahmen Abschied und gingen fort in die weite Welt. Und wie sie in eine Herberge kamen und sich an Brot und Wurst und einem Krug Bier pflögten, sprach der Ungeschickte: „Ach, wie wird's mir gehen? Ach, wie wird's mir gehen?“ Der Geschickte sprach: „D vor mir ist mir nicht bang', der Meister sagt, ich komme durch die ganze Welt.“ Sprach der Ungeschickte darauf: „Hör', wenn Du mir das vormachst, daß ich's nachmachen kann, so sollst Du meine zwanzig Reisetaler haben, die mir der Vater in meinem ledernen Beutelschen mit auf den Weg gegeben hat.“ „Gut,“ sagte der Andere, „ich will sie verdienen, vielleicht kann's Dein Glück sein.“ Und weil er ein Schreiner war, so machte er von Brettern eine Wand nach vorn und eine Wand nach hinten, eine rechts und eine links, und eine Decke darüber. Und er bemalte die Wand vorn mit Bergen und Wäldern, die Wand hinten mit Gewässern, Auen, Wiesen und Feldern, rechts mit allerlei großen und kleinen Thieren, links mit

Menschen, Städten und Dörfern, und die Decke mit Wolken und Sonne, Mond und Sternen. Und als er fertig war, sprach er zum Ungeschickten: „Hansel, was ist das?“ „Ei,“ sagte Hansel, „schau ich recht, so ist das die ganze Welt!“ „Ja!“ sagte der Geschickte, „das ist die ganze Welt! Und nun pass' wohl auf, was ich thu!“ Und dabei machte er ein Thürchen auf, das er vorher an der Seite angebracht hatte, und schlüpfte hindurch. „Sieh,“ sprach er, „so bin ich schon jetzt durch die ganze Welt gekommen. Auf, thue mir's nach!“ Da schlüpfte der Ungeschickte auch durch das Thürchen und machte ein gar vergnügtes Gesicht, daß er durch „die Welt“ gekommen war. Er bezahlte nun dem Geschickten die zwanzig Reisetaler, dann trennten sie sich, und ging der Eine hierhin, der Andere dorthin.

Ist denn nun die Geschichte aus? Nein, sie ist noch nicht aus; aber was noch kommt, ist bald gesagt. Der Ungeschickte blieb eben ein Hans Ungeschickt sein Lebtag und Niemand mochte ihn haben, der Geschickte aber kam mit Glück durch die Welt, seine Arbeit wurde überall gesucht und gut bezahlt, er wurde ein reicher Mann; und als er einmal des Ungeschickten gedachte, besann er sich auch auf die zwanzig Reisetaler, die er von ihm gewonnen. Da hat er ihn zu sich in's Haus genommen und ernährt bis an sein Ende.



Bruders Abschied.

Von L. Bier.

(Zu dem Bilde Seite 144.)



Maria und Beppo waren Zwillingsgeschwister. Ihre Mutter hatten beide nicht von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt, denn dieselbe war ihnen, als sie noch ganz kleine Kinder waren, gestorben. Der Vater konnte den Verlust seines geliebten Weibes gar nicht verschmerzen. Still und in sich gekehrt lag er seiner Beschäftigung ob, die ihn meist an das Freie, er war Winzer, fesselte. Die Erziehung der Kinder überließ er

Tante Bianka, die er nach dem Tode seiner Frau in's Haus genommen hatte, er selbst verbrachte die Stunden, welche er daheim verlebte, in düsterem Nachsinnen. Auch das machte ihn nicht heiterer, als er sah, daß beide Kinder, der Knabe sowohl als das Mädchen, unverkennbar die Schönheit ihrer Mutter als Erbtheil empfangen hatten, im Gegentheil, er seufzte jedesmal tief auf, wenn er in den Gesichtszügen der Kinder das Ebenbild der so früh Dahingegangenen erblickte. Nach kaum 10 Jahren folgte

er seinem heißgeliebten Weibe in das Grab nach. Tante Bianka hatte nun dem ganzen Haushalte allein vorzustehen und sie that es mit einer seltenen Umsicht und Treue. Sie hielt die Kinder zu allem Guten an und sorgte und schaffte wie eine leibliche Mutter. Um den nöthigen Lebensunterhalt zu gewinnen, verpachtete sie die den Kindern gehörenden Weingärten und legte im Hause eine kleine Gastwirthschaft an, in welcher sie guten Wein zu mäßigen Preisen an Einheimische und Fremde verkaufte. Letztere waren nicht selten in dieser Gegend. Vor allem aber waren es Maler, welche das romantische Abbruzzenthal, in dem das Häuschen lag, besuchten, um Aufnahmen und Studien zu machen. Das im Sommer Erworbene reichte in Tante Biankas sparsamer Hand den ganzen Winter hindurch für alle Drei aus, ja sie hatte immer noch so viel davon übrig, daß sie ihre beiden Pflegekinder nett zu kleiden vermochte, und außerdem den in einem Kasten verwahrten Nothgroschen von Jahr zu Jahr vergrößern konnte. Als Beppo größer wurde, nahm er Dienste als Ziegenhirt. Seine jedesmalige Heimkunft wurde von seiner Schwester Maria stets mit großer Freude begrüßt; denn beide Geschwister liebten einander mit größter Zärtlichkeit. Gar bald hatte Beppo mit den im Gebirge umherstreichenden Malern gute Freundschaft geschlossen, denn diese konnten den munteren und schönen Knaben sehr wohl leiden und

fragten ihn gern nach diesem oder jenem. Dazu verrieth der aufgeweckte Beppo einen besondern Scharfblick bei Beurtheilung der ihm gezeigten Skizzen und Bilder, sowie auch für das Auffinden der günstigsten Stellung bei Aufnahme landschaftlicher Scenerieen. Zuletzt hatte er selbst den Stift zur Hand genommen und gezeichnet. Diese Zeichnungen wurden von den in der Osteria eintretenden Malern als solche erkannt, welche entschieden von Talent Zeugniß gaben und man rieth dem Beppo, sich nach Rom zu begeben, um bei einem Meister die Kunst des Malens zu erlernen. Das war dem jungen Manne hochwillkommen, denn längst hatte er sich darnach gesehnt, ein Maler werden zu können. Nur eins fiel ihm dabei schwer auf's Herz, die Trennung von seiner geliebten Schwester Maria. Immer und immer wieder hat dieselbe ihm die Scheidestunde auf Tage, ja auf Wochen hinausgerückt, aber endlich schlug dieselbe doch. Mit berebtem Munde erzählt er ihr, daß seine Gedanken immer bei ihr und Tante Bianka weilen würden, und daß er schon nächstes Jahr auf längere Zeit wiederkommen werde, um zu zeichnen und Studien zu machen. Wäre er dann aber erst ein berühmter Maler, so solle sie und die Tante zu ihm ziehen und sein Glück mit ihm theilen. Wie wenig aber alle diese Tröstungen bei der weicherzigen Maria wirksam sind, davon gibt ihr wehmuthsvoll abgewendetes Gesicht sprechendes Zeugniß.

Frühlingshoffen.

Von Cäcilie Mälte.

Das schneelig glänzende Winterkleid
In seiner glitzernden Pracht,
Der Schmuck der Erde zur Winterszeit,
Wo schwand es hin über Nacht?

Der funkelnde Reif auf Baum und Strauch,
Auf dem Teich der Spiegel so blank,
Vergangen, geschmolzen ist er nun auch,
Unter Wasserfluth er versank.

O Erde, wie bist du jetzt häßlich und fahl,
Ihr Bäume so dürr und so braun,
Der Boden drunten so feucht und so fahl,
Mir könnte vor dir beinahe grau'n!

Auf dem Kirschbaumzweige ein Späglein singt,
Und lacht so lustig und frech:
„Ja, all das Schöne, was der Winter bringt,
Auf einmal ist's nun ganz weg.“

Laßt's schwinden, — ist's jetzt auch gar nicht
schön,
Die Sonne thut still ihre Pflicht,
Und in wenigen Tagen, sollt Ihr sehn,
Wie ist da die Welt schon so licht!

Da guckt hier ein Gräslein, dort wird's
grün,
Ein Knöspchen wagt sich hervor,
Ein vorwitzig Blümlein möchte schon blühen,
Herbei zieht der Brüder Chor!

Drum zankt nur nicht, daß es Euch nicht gefällt,
Sonst kriegt Ihr's zu thun mit mir,
Es ist jetzt wunderschön auf der Welt,
Denn der Frühling ist vor der Thür!"

Geographische Räthsel.

Von G. Lausch.

1.

Zwei Buchstaben — sollte man's denken! —
Die laufen in Deutschlands Gauen,
Durch lachende Fluren und Auen,
Mit Wasser das Land zu beschenken.
Auf Bergen geboren, durchreisen
Sie Böhmen, dann Sachsen und Preußen,
Bis sie die Nordsee verschlingt.
Nun sieh', ob Dir's Rathen gelingt!

2.

Es ist ein Thier, Euch wohlbekannt,
Das lebt im ganzen Deutschen Land.
Der Jäger schießt's, nimmt's mit nach Haus,
Verspeißt es dann zum Mittagschmaus;
Auch ist's zugleich ein deutscher Fluß.
Nun rathe, wie es heißen muß!

3.

Welchen Fluß, Ihr dürft nicht lachen,
Können alle Seiler machen.

4.

In England ist es mit Th,
Mit G ich's auf den Alpen sah.

5.

Ein deutsches Bad, einen deutschen Fluß
Mit gleichem Namen man nennen muß.

6.

Einen diebischen Vogel, ein Bad, einen Fluß,
Mit gleichem Namen man nennen muß.

7.

Als Krankheit bringt es Dir viel Qualen,
Als Fluß durchwandert es Westfalen.

8.

Als Fluß kenn' ich ein Bindewort.
Weißt Du es auch? Nenn' es sofort.

9.

Ein Geschlechtswort und ein Schwein
Soll eine Stadt in Anhalt sein.

10.

Ein Fluß, ist auch sein Wasser rein,
Hat er den Namen doch vom Schwein.
Was mag das für ein Fluß wohl sein?

Zweisilbige Charade.

Von F. Knauth.

Ein Thier die Erste; kaum geboren,
Hat oft das Leben es verloren.
Die Zweite zieht man ungeschoren
Ihm dabei über seine Ohren.
Dem Ganzen folgt, pflegt man zu sagen,
Der Wehrmann — mit und ohne Zagen.

Auflösung der Charade in Nr. 7:

Tintenwischer.



Bruders Abschied. (Siehe Seite 141.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Ct., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.
Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I—XII der „Illustrirten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro Band in allen Buchhandlungen zu haben.